

75 Jahre
Neue Helvetische Gesellschaft
Winterthur

1./3. Sept. 1990

Ansprache des Präsidenten E. Zehnder
Vortrag von Prof. U. Im Hof, Bern
Vortrag von Dr. Chr. Lutz, Rüslikon

**75 Jahre
Neue Helvetische Gesellschaft
Winterthur**

1./3. Sept. 1990

**Ansprache des Präsidenten E. Zehnder
Seite 1**

**Vortrag von Prof. U. Im Hof, Bern
"Nationale Identität der Schweiz - Spitteler's
Rede von 1914 und die Gegenwart"
Seite 3**

**Vortrag von Dr. Chr. Lutz, Rüslikon
"Europäische Perspektiven - und die Schweiz?"
Seite 17**

Liebe Freunde der NHG

Es ist NHG-Zeit, Zeit des Nachdenkens über unsere Willensnation Schweiz. Das Jubiläum des 75-jährigen Bestehens unserer NHG fällt in eine Zeit des raschen Wandels, der dramatischen Veränderungen auf europäischer und einer Identitätssuche auf nationaler Ebene. Wer begrüsst nicht mit Freude den Aufbruch der Völker Osteuropas zu neuen Ufern, zu Freiheit und Menschenrechten. Wer hätte es für möglich gehalten, dass sich die Wiedervereinigung Deutschlands in einem derart atemberaubenden Tempo vollzieht. Wer ist nicht fasziniert von der Integration Europas, die für unser Land und Volk von herausragender Bedeutung sein wird. Und wer registrierte nicht mit Besorgnis, dass unser Staatswesen angesichts der europäischen Herausforderungen zu Veränderungen im Sinne von Abstrichen an unseren direkt-demokratischen und föderalistischen Institutionen gezwungen sein wird. Veränderungen im nationalen politischen Bewusstsein sind spürbar im Gange. Wesentliche Konstanten wie Föderalismus und Neutralität sind in Frage gestellt.

Sie werden auch aus der Festschrift unseres Winterthurer NHG-Historikers Dr. Roberto Bernhard entnehmen können, dass die NHG Winterthur in jeder Phase ihres Bestehens den Zeitgeist mit wachem Gespür für das Wesentliche verfolgt hat. In der Rolle einer politischen Mit- und allenfalls sogar Vordenkerin hat sie die Ideale ihrer Gründer, "das gemeinsame Studium nationaler Fragen und deren praktische Lösung anzustreben", jederzeit mit Ernsthaftigkeit verfolgt. Die Ortsgruppe Winterthur hat darüber hinaus aber immer wieder innovative Pionieraufgaben innerhalb der gesamten NHG aus sich selbst entwickelt und verwirklicht. Stellvertretend dafür sei an das Winterthurer NHG-Manifest zur Armeeabschaffung erinnert, das nationale Anerkennung in allen Landesteilen gefunden hat. Ihre Vertreter haben jederzeit auch das verbindende und überparteiliche Gespräch gesucht und - als wesentliche Konstante bei drohender Gefahr für die Eidgenossenschaft - klar Farbe bekannt.

Etwas Eigenwilligkeit - ganz im Sinne der Winterthurerischen Ureigenart - schimmert aber doch durch. Zwar hat die NHG Winterthur bereitwillig Anregungen von Zentralvorstand und Delegiertenversammlung aufgenommen. Sie hat aber gegenüber den Zentralorganen - unabhängig von den beteiligten Persönlichkeiten - dann und wann eine unabhängige, bisweilen kritische und durchaus auf dem eigenen Boden gewachsene Haltung gepflegt.

Es ist wohl nicht ganz zufällig, dass sich heute die NHG Winterthur mit über 300 Mitgliedern als weitaus grösste schweizerische NHG-Gruppierung präsentiert. Ihre Mitglieder, der Haupttharst in Winterthur selber ansässig, aber auch zunehmend in der weiteren Region zwischen Tössbergland und Weinland beheimatet, verkörpern

ein eigentliches Sammelbecken von Menschen guten Willens. Neben ihrer staatsbürgerlichen Rolle ist die NHG Winterthur aber auch ein Faktor der kulturpolitischen Reflexion geworden. Die geistige Unabhängigkeit, die Offenheit für politische und kulturpolitische Fragen, das eigenständige Denken im Sinne eines Winterthurer Standpunktes, das sind Elemente, die unsere NHG-Mitglieder auszeichnen. Dass sich Bürger verschiedener Anschauungen und Ansprüche zu wechselseitiger Fühlungnahme und Aussprache treffen, das werden auch die NHG-Aktivitäten der kommenden Jahre bezwecken.

Es ist dies eine vornehme Aufgabe und eine Aufgabe, der wir uns mit ganzer Kraft und mit Phantasie auch in Zukunft widmen wollen. In einer Zeit, in der renommierte Denker und Schriftsteller, wie etwa Friedrich Dürrenmatt, Untergangsszenarien für die Schweiz schildern ("Die Schweiz werde sich auflösen wie ein Stück Zucker im Wasser"), ist die nüchterne und vorurteillose Betrachtung der Zeitgeschichte besonders wichtig. Haben wir das nicht vor 75 Jahren schon einmal zu Ohren bekommen? Die deutsche Schweiz werde zu Deutschland, die welsche Schweiz zu Frankreich und das Tessin zu Italien abwandern, war damals eine unüberhörbare Ansicht. Sie führte zur Gründung der NHG. An der NHG-Idee waren Leute unseres Staates beteiligt, die nicht vergessen hatten, dass es die Kraft der geschichtlichen Entwicklung gibt. Sie erinnerten sich daran, dass die Schweiz zur Zeit der Französischen Revolution schon einmal zusammengebrochen war. Sie wussten aber auch noch, dass nach dem napoleonischen Sturm die Eidgenossenschaft mit nur geringfügig geänderten Grenzen wieder erstanden war.

Die aktuellen Vorgänge im grossen Deutschland, in Jugoslawien, in der Sowjetunion, im Nahen Osten, sie alle widerspiegeln diese Kraft der geschichtlichen Entwicklung in ebenso eindrücklicher Weise. Es ist deshalb gerade auch heute eine der Aufgaben der NHG, darauf hinzuweisen, dass sich der Kleinstaat Schweiz über lange Zeit bewährt hat. Jacob Burckhardt hat zum Kleinstaat den eindrucksvollen Satz geprägt: "Der Kleinstaat ist vorhanden, damit ein Fleck auf der Welt sei, wo die grösstmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne sind...". Ich meine deshalb, dass nicht nur kritischer Patriotismus in unserem Lande gefragt ist. Es ist auch ein geschichtsfestigter Patriotismus gefragt, der im Minimum die Vorteile des neutralen, unabhängigen und vielsprachigen Kleinstaates immer wieder neu in Erinnerung ruft - und das im Bewusstsein, dass Veränderungen zwar permanent im Gange und auch nötig sind, aber nur dann Sinn erhalten, wenn sie dem Bürger zu besserer Identifikation mit seinem Staatswesen verhelfen.

Liebe NHG-Freunde, ich freue mich an der politischen Entwicklung in Deutschland, in Russland, in der CSFR; ich bewundere Frankreich, die USA und Japan. Ich schätze Europa über alles. Die Schweiz aber, meine Damen und Herren, den schweizerischen Kleinstaat liebe ich.

Nationale Identität der Schweiz - Spitteler's Rede von 1914 und die Gegenwart

Vortrag von Prof. Ulrich Im Hof, Universität Bern, 1. Sept. 1990

Am 14. Dezember 1914 hielt Spitteler vor der Gruppe Zürich der eben gegründeten Neuen Helvetischen Gesellschaft seine berühmt gewordene Rede "Unser Schweizer Standpunkt". Es geschah das im recht germanophilen Zürich. Spitteler engagierte sich "als bescheidener Privatmann". Seine Aufgabe empfand er als "Bürgerpflicht". "Promethisch" hat Spitteler damit "eine mehrsprachige und kulturell vielgestaltige nach allen Richtungen offene gesamtschweizerische Identität verteidigt und - wohl erfolgreich - einen Appell an die politische Vernunft, an Vorsicht und menschliche Bescheidenheit angesichts der grundlegenden Prekarität menschlichen Einrichtungen und damit einhergehenden Werte" formuliert. 1)
Wir wollen Spitteler selber hören:

"So ungern als möglich trete ich aus meiner Einsamkeit in die Öffentlichkeit, um vor Ihnen über ein Thema zu sprechen, das mich scheinbar nichts angeht. Es würde mich auch in der Tat nichts angehen, wenn alles so wäre, wie es sein sollte. Da es aber nicht der Fall ist, erfülle ich meine Bürgerpflicht, indem ich versuche, ob vielleicht das Wort eines bescheidenen Privatmannes dazu beitragen kann, einem unerquicklichen und nicht unbedenklichen Zustand entgegenzuwirken. Wir haben es dazu kommen lassen, dass anlässlich des Krieges zwischen dem deutsch sprechenden und dem französisch sprechenden Landesteil ein Stimmungsgegensatz entstanden ist. Diesen Gegensatz leicht zu nehmen, gelingt mir nicht. Es tröstet mich nicht, dass man mir sagt: "Im Kriegsfall würden wir trotzdem wie ein Mann zusammenstehen." Das Wörtchen 'trotzdem' ist ein schlechtes Bindewort. Sollen wir vielleicht einen Krieg herbeiwünschen, um unserer Zusammengehörigkeit deutlicher bewusst zu werden? Das wäre ein etwas teures Lehrgeld. Wir können es billiger haben. Und schöner und schmerzloser. Ich kann jedenfalls in einer Entfremdung nichts Erspriessliches erblicken, vielmehr das Gegenteil.

"Ja, was ist denn eigentlich vorgefallen?"
Nichts ist vorgefallen. Man hat sich einfach gehen lassen. Wenn aber zwei nach verschiedener Richtung sich gehen lassen, so kommen sie eben auseinander. Entschuldigung liegt vor. Sie heisst: Ueberraschung. Wie auf den übrigen Gebieten, so hat auch in unserm Gemüts- und Geistesleben die Plötzlichkeit des Kriegsausbruches gleich einer Bombe eingeschlagen. Die Vernunft verlor die Zügel, Sympathie und Antipathie gingen durch und liefen mit einem davon. Und der nachkeuchende Verstand mit seiner schwachen Stimme vermochte das Gefährt nicht aufzuhalten. Beobachte ich übrigens richtig, so ist der Verstand schliesslich doch angekommen. Wir sind jetzt, wie ich glaube und hoffe, in

der Stimmung der Umkehr und Einkehr. Damit ist die Hauptsache gewonnen, das Schlimmste verhütet. Allein eine gewisse Meinungsverwirrung, eine gewisse Ratlosigkeit und Richtungsverlegenheit ist noch vorhanden. Da hinein ein bisschen Ordnung zu stiften, ist die Aufgabe der Stunde, mithin auch meine Aufgabe." 2)

Was ist eigentlich vorgefallen? Spitteler gibt die Antwort für die neutrale Schweiz. Was rund um sie vorfiel, das kann man noch heute aus der Kriegsberichterstattung jener Tage entnehmen. Es genügt ein Blick in illustrierte Zeitungen, um sich vom Grauen ein grauenhaftes Bild zu machen: Das Töten an sich, mit Bayonett und blanker Klinge, wie es durch deutsche Soldaten mit Pickelhaube oder französische mit ihrem Képi ausgeübt und in kunstvollen Bildern festgehalten wird, Photographien von zerstörten Dörfern und Kirchen. All das begleitet von hasserfüllten patriotischen Texten, die einen heute erschauern lassen mit ihrer falschen Romantik des Heldentodes. Spitteler sagt dazu hart und richtig: "Hinter der Szene der Mord".

Was ist vorgefallen in der Schweiz: Die Verlängerung der Schützengräben, die sich von der Küste Flanderns bis in die Vogesen zieht und in der Ajoie an die Schweizergrenze stösst. Der schweizerische "Graben" deckt sich mit der Sprachgrenze - erstmals gehen die Sympathien lauthals nach Sprachverwandtschaft.

In der welschen Schweiz hiess es: "Le sol, l'âme suisse, les Allemands s'acharnèrent à la dénationaliser" 3), während in der deutschen Schweiz sowohl Bürgerliche wie Sozialisten all ihre Hoffnung auf den Sieg der deutschen Waffen setzten. Die Identifikation mit französischer Kultur auf der einen, deutschen auf der andern - und entsprechende Diskriminierung - schien vollständig zu sein. Das von C.A. Loosli schon vorher festgestellte "Rassenkesseltreiben" ging auf seinen Höhepunkt zu.

Was war denn das für eine Schweiz, die sich zu spalten begann: Die Schweiz des ausgehenden 19. Jahrhunderts, in der Spitteler aufgewachsen war - aus alten Baselbieter Familien stammend: Sohn eines Mannes, der den Kanton Basel-Landschaft mitgeschaffen hatte. Spitteler kannte sein Land und sein Volk: Diese Schweiz der Poststrassen, der Landgasthäuser, der Juradörfer. Er kannte die politischen Usancen, sei es des polternden und volkstümlichen Statthalters oder des vornehm-patrizischen Obersten und Landamanns Weissenstein; Welt der Dragonermanöver, der militarisierten Knabenwelt der Kadetten, des Kanoniers Gerold und des Infanteristen Hansli und ihrer Feind/Freundin, der Oberstentochter Septuagesims. Jene Welt, die Spitteler in seinen "Mädchenfeinden" so einmalig zutreffend heraufbeschwört. 4) Diese reizvolle Novelle wirkt wie eine schweizerische Variante der Friedenszeit, als die "Grandes manoeuvres" der französischen und die Kaisermanöver der deutschen Armee wie ein heiteres Spiel gespielt wurden.

Als es 1914 plötzlich ernst wurde - ernst in Belgien, an der Marne, in Ostpreussen, in den Karpaten und an der serbischen Donau - da schreckte der alte Schriftsteller auf und besser als viele erkannte er das abgründige Grauen dieses Krieges. Darum endet er seine Zürcher Rede mit den Worten:

"Wenn ein Leichenzug vorüber geht, was tun Sie da? Sie nehmen den Hut ab. Als Zuschauer im Theater vor einem Trauerspiel, was fühlen Sie da? Erschütterung und Andacht. Und wie verhalten Sie sich dabei? Still, in ergriffenem, demütigem, ernstem Schweigen. Nicht wahr, das brauchen Sie nicht erst zu lernen? Nun wohl: eine Ausnahmegunst des Schicksals hat uns gestattet, bei dem fürchterlichen Trauerspiel, das sich gegenwärtig in Europa abwickelt, im Zuschauerraum zu sitzen. Auf der Szene herrscht die Trauer, hinter der Szene Mord. Wohin Sie mit Ihrem Herzen horchen, sei es nach links, sei es nach rechts, hören Sie den Jammer schluchzen, und die jammernden Schluckzer tönen in allen Nationen gleich, da gibt es keinen Unterschied der Sprache." 5)

Keinen Unterschied der Sprache: Galt das auch für die Schweiz? - nachdem sich die Schweizer seit gut hundert Jahren bemüht hatten, die Vielsprachigkeit der Schweiz zu einem der stärksten nationalen Identitätsfaktoren zu machen. Vorher war man sich dessen kaum bewusst gewesen. Es war wichtiger, dass Genf protestantisch, Freiburg katholisch war, die Neuenburger - als "Nöfschateller" - Untertanen Ihres Fürsten und Königs zu Preussen, die Bürger der Freistadt Winterthur Untertanen der Gnädigen Herren von Zürich.

Mit dem 19. Jahrhundert brach jedoch rings um die Schweiz das Zeitalter des Sprachnationalismus an, die Herrschaft der nationalen Einheitssprache, die Minoritäten vergewaltigte und Mundarten tötete. Die Helvetische Republik ging aber ganz bewusst einen andern Weg und dekretierte: "... dass alle Cantons Helvetiens die Aufklärung jeder in seiner Sprache erhalten solle." Dieses entscheidende Prinzip fand 1848 seine endgültige Verankerung im Artikel 109 der Bundesverfassung. Die Bundesverwaltung gewöhnte sich daran, mit den Kantonen in ihrer Sprache zu verkehren. Allerdings war nicht zu übersehen, dass an der Sprachgrenze durch Bevölkerungsverschiebungen und kantonalen oder eidgenössischen Zentralismus Schwierigkeiten entstehen konnten. Pfarrer Eduard Blochers "Deutschschweizer Sprachverein" kämpfte vehement gegen die drohende Verwelschung der zu über 70% deutschsprachigen Schweiz. Die Tessiner sahen die Deutschschweizer durch den Gotthard anrollen, während die Rätoromanen ein Dorf nach dem andern an Deutschbünden verloren. Schon vor 1914 herrschte in manchen Kreisen ein Sprachnationalismus. Mit dem Ausbruch des Krieges wurde dieses intellektuelle Reden und Schreiben und volkstümliche Diskriminieren zum Graben zwischen "Welsch und Deutsch". Nun konnten gewisse Journalisten, Schriftsteller und andere die Emotionen

anheizen wie schon lange nicht mehr. Spitteler meint dazu: "Mit elenden sechs Zeilen unbedingter Parteinahme kann sich heute jeder, der mag, in Deutschland Ruhm, Ehre, Beliebtheit und andere schmackhafte Leckerbissen mühelos holen." 6)

Andererseits hatte sich ein friedlicher Austausch ganz gut angebahnt. Für Welsche und Italienisch-Schweizer das Studium an der ETH in Zürich oder an Gymnasien und Techniken, wie an katholischen Kollegien der deutschen Schweiz. Für Deutschschweizer das traditionelle Welschlandjahr, bzw. ein Semester an einer welschen Universität. Die Tessiner studieren ihr Recht nun in Bern, wo Professor Giacomo Balli schweizerisches Zivilrecht in italienischer Sprache vermittelt. Die Töchter gehen in welsche Pensionate nach Neuchâtel oder Lausanne. Wer eine Sekundarschule bzw. ein Collège absolviert hat, ist zumindest einer andern Sprache mächtig. Die Tessiner gar der beiden Nationalsprachen. In eidgenössischen Kommissionen, in den Dachverbänden der grossen nationalen Gesellschaften und Vereinen lernt man sich kennen und schätzen. Zofingerverein, Helvetia und Studentenverein, die drei führenden akademischen Verbindungen, geben sich bewusst national und besitzen ihre welschen und deutschen Sektionen.

Spittelers Werdegang ist allerdings in einem gewissen Grad atypisch. Er kennt als Jugenderlebnis zwar beide Basel und Bern, aber die welsche und die italienische Schweiz ist ihm wenig bekannt. Da hat er kaum Beziehungen persönlicher Art: Kein Sprachaufenthalt, kein Studium an einer welschen Universität, dafür das fast obligate Semester in Heidelberg. Aber - und das wog allerdings vieles auf: Zehn Jahre Russland als Hauslehrer, wie das damals für viele Schweizer üblich war.

Sein literarischer Ruhm ist aber deutsch. Sagt er doch selbst: "Heute blüht mir Sympathie und Zustimmung wie ein Frühling aus Deutschland entgegen, unabsehbar, unerschöpflich." 7) In seiner Rede postuliert Spitteler: "Wir müssen uns enger zusammenschliessen. Dafür müssen wir uns besser verstehen. Um uns aber besser verstehen zu können, müssen wir einander vor allem besser kennen lernen." 8) Er schlägt die gegenseitige Uebernahme von ausgewählten Aufsätzen vor, zitiert Wagnière, Seippel Bonnard aus dem "Journal de Geneve" und schliesst: "Kurz, von Zeit zu Zeit ein Tröpflein Welsch in unsere ernste Sachlichkeit könnte nicht schaden." 9)

Man ist bei Spittelers Appell an die nicht ganz unähnliche Situation der alten Helvetischen Gesellschaft erinnert, als sie sich in der Polarisation der Revolutionszeit befand. Am 1. Juni 1794 hat der Basler Jacob Sarasin als Präsident der Gesellschaft erklärt: "Wir müssen Schweizer, nichts als Schweizer sein, wenn wir glücklich sein wollen." 10) Diese Worte waren an eine politisch durchaus gespaltene Helvetische Gesellschaft gerichtet, in der sich Anhänger der Revolution und der Gegenrevolution fanden. - Hundertzwanzig Jahre nachher waren immer noch genügend Schweizer vorhanden, die primär "Schweizer" sein wollten und über eine einheitliche nationale

Identität verfügten, deren Inhalte meist aus den Anfangszeiten des schweizerischen Daseins stammten. Die Schweizer hatten eine gemeinsame Geschichte hinter sich, zumindest seit dem 16. Jahrhundert.

Die gemeinsame Verankerung galt für die in der Politik bestimmenden Freisinnigen, wie für die minoritären Katholisch-Konservativen und die Sozialdemokraten - für Bürger, Bauern, Arbeiter und Angestellte, allerdings jeweils mit starken Akzentverschiebungen.

Es lassen sich aus Spittelers Werk und Spittelers Denken wesentliche Komponenten nationaler Identität rekonstruieren. Vorab weiss Spitteler um einen vehementen "Schweizerstolz". "Weil ich ein Schweizer bin und ein Schweizer vor keinem Menschen den Nacken beugen soll", lässt er seinen Kadettenkanonier Gerold sagen. Dreimal lässt er der Frau Oberst und Landammann Weissenstein ihr Lieblingslied "Heimat, Heimat über alles" vorsingen. 11) Bei diesem Vaterlandslied handelt es sich um die schweizerische Version des "Deutschland, Deutschland über alles", wo "Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang" durch "Schweizerherzen, Schweizer-treue, Schweizer Biederkeit und Sang" ersetzt worden sind. 12)

Wir haben vom "Schweizerstolz" gesprochen. Die Schweiz vor 1914 war eine stolze Nation, so klein sie war: Musterrepublik, international angesehen und respektiert, wohlhabend, sicher in sich selbst ruhend - auch wenn ab und zu Arbeiterstreiks diese Sicherheit zu stören wagten.

Ein greifbarer Garant dieses schweizerischen Staatswillens war auch für Spitteler die Schweizer Milizarmee. Er betrachtete sie als entscheidenden Integrationsfaktor, als ideale Einheit des Volkes jenseits aller Unterschiede. 13) Spitteler war begeisterter Berner Kadett gewesen. Wir müssen wissen, dass das 19. Jahrhundert immer militaristischer geworden ist, dass die Kinder mit Zinnsoldaten spielten und so die Schlachten - ob Leipzig, Wörth oder Sempach - nachvollziehen konnten. Es war die Armee des Bundesrat Welti, General Willes, des Korpskommandanten de Loys; "cette belle armée" - wie Robert de Traz formulierte - die im August 1914 an die Grenzen zog. "Das waren Ideen und Haltungen, die durchaus im klassischen Republikanismus Platz hatten, wo die "virtù militaire" eine wesentliche Rolle spielte. Dazu gehörte auch die Notwendigkeit und Rechtmässigkeit eines polizeilichen Schutzes, der jedoch nach Spitteler "im Dienste der Sicherheit und der Rechte des Einzelnen" zu stehen hatte. 14)

Die Rechte des einzelnen Bürgers sind in den liberalen Kantonsverfassungen wie in der Bundesverfassung garantiert worden. Sie stammen vordergründig aus naturrechtlichen Vorstellungen der Aufklärung. Aber sie sind teils weit älteren Datums; sie finden sich als Selbstverständlichkeit oft schon in den alten Stadt- und Landrepubliken. Spitteler selbst erkennt den Republikanismus als etwas Altschweizerisches. Er konstatiert einen "Unterschied zwischen der wahren

Volksherrschaft, das heisst der freien Selbstbestimmung und zwischen der importierten revolutionären Demokratie, das heisst der Abstraktionstyrannie." 15)

Dieses Konzept lässt ihn auch die soziale Hierarchie durchaus akzeptieren: Der vornehme Landammann und Oberst Weissenstein ist ein Beispiel dafür. Spitteler hatte mitten in dieser Epoche des Vulgärfreisinns eine bestimmte Schwäche für den schweizerischen Adel. Dennoch betont er in seiner Zürcher Rede die Verwandtschaft der Schweiz mit dem republikanischen Frankreich: "Die Gemeinsamkeit der politischen Ideale, die Gleichheit der Staatsformen, die Aehnlichkeit der gesellschaftlichen Zustände, ist das nicht auch eine Verwandtschaft? Die Namen Republik, Demokratie, Freiheit, Duldsamkeit und so weiter bedeuten diese einem Schweizer etwas Nebensächliches?" 16)

Spittelers Republik ist eine Staatsform, die für jede Sorte von Menschen "Platz hat, für den Hirten wie den Bauern, für den Bürger wie für den Adligen. Platz sogar für jedermanns Fehler, Schwächen und Eitelkeiten" 17). Mit solchen Worten gibt Spitteler eine ausgesprochen liberale Interpretation einer vielfältigen Schweiz. 18) In den "Mädchenfeinden" lässt er mit dem "Narrenstudenten" - dem Sohn des so populären Statthalters - die Gegenfigur zur gängigen Gesellschaft auftreten, jemanden, der alternativ sein eigenes Leben führen will, der jedoch ausgestossen wird und dessen Freiraum gestört wird. Es gibt - nach Spitteler - in diesem Volke immer den, "der alles anfeindet, was anders und ungewohnt ist, ob es schon niemand das mindeste zuleide tut." Und er fügt bei: "Violinspiel und Singen am hellen Tag reizt ihren Hass." Der Narrenstudent warnt schliesslich den kleinen Kadetten Gerold: "... nimm dich in acht, du fängst an zu denken, das ist ein verpöntes Handwerk, ein unpatriotisches, gemeinschädliches, menschenfeindliches." 19) Das ist Spittelers bedeutsame Korrektur zum "Schweizerstolz", zum schweizerischen Konformismus, zur schweizerischen Intoleranz. Eine solch nüancierte republikanische Haltung stand hinter der Rede über den "Schweizer Standpunkt".

Die Rede wurde anschliessend im Rascher-Verlag Zürich publiziert - in einem Verlag, der sehr viel zur Frage der Schweiz veröffentlichte. Die Rede Spittelers tat ihre Wirkung, weil hinter ihr eine Persönlichkeit stand, die mit ihrem "Schweizer Standpunkt" die ungemaine Beliebtheit in Deutschland aufs Spiel setzte und tatsächlich eingebüsst hat. Auf Spitteler folgten viele andere mit ähnlichen Stellungnahmen. Aber Spitteler war die auf die Dauer durchschlagendste.

Als der Krieg zu Ende war, hat Gottfried Bohnenblust, Vizepräsident der NHG Winterthur 20), zum 14. Dezember 1918 einen Dank "An Carl Spitteler" formuliert: "Sie setzten damals in einer kurzen Stunde Ihren jungen Ruhm ruhig aufs Spiel, um die Entfremdung zwischen der deutschen und welschen Schweiz zu mindern und uns wieder zu Schweizern und damit zu Europäern werden zu lassen." 21)

Ein Jahr darauf wurde Spitteler der Nobelpreis zugesprochen. Dies war wohl auch Spittelers dezidiertem Abrücken vom deutschen Standpunkt zu verdanken und es geschah nicht ohne Zutun eines Romain Rolland, der sich während des Krieges nachdrücklich für die Versöhnung der Völker eingesetzt hatte.

Ein Literaturkritiker unserer Tage sagt, dass Spitteler seinen Nachruhm nicht seiner ebenso exzentrischen wie hermetischen Epenichtung verdanke, sondern einer ganz prosaischen politischen Rede: "Sieht man von der konsolidierenden innenpolitischen Wirkung einmal ab, so wurde diese Rede sowohl in Deutschland, wo fast alle Verehrer sich enttäuscht von ihm abwandten, als auch in Frankreich, wo er unzählige literarisch ahnungslose Bewunderer fand, als dezidiert profranzösische Stellungnahme eines Neutralen missverstanden." 22)

Der deutsche Hass gegen Spitteler sollte während des Zweiten Weltkrieges neu aufflammen. Der deutsche Historiker Hans Georg Fernis publizierte 1942 eine Sammlung von "Schweizer Bekenntnissen aus sechs Jahrhunderten". Da heisst es im Kapitel "Kulturgemeinschaft": "In seiner berüchtigten Zürcher Rede vom 14. Dezember 1914 fiel der Dichter Carl Spitteler dem kämpfenden deutschen Volk schmählich in den Rücken". Posthum hat also Spitteler dergestalt noch einmal seinen "Schweizer Standpunkt" zur Zeit einer tödlichen Bedrohung seines Landes vertreten können.

Geblieben ist bis heute die Dankbarkeit für seine Kopfkklärung. Auch im welschen Landesteil. Ein kleines Beispiel dafür: An der damals noch bernischen Kantonsschule Porrentruy liess ein überzeugter Separatist seine Maturanden immer wieder auf "Spittler" zurückkommen, wenn vom "Graben" die Rede war.

Es ist vielleicht gerade das Ausgewogene, das "Neutrale" - ohne neutral zu sein - das Bescheidene der Haltung, die klare Sprache und das persönliche Engagement dieser Rede, was heute noch anspricht, obschon sich die Zeiten geändert haben. Liest man die Geschichtserzählung der NHG Winterthur - wie sie von Alice Denzler vorgelegt worden ist - so wirkt sie in manchen Partien wie eine Reprise der Spittelerrede. Auch die soeben erschienene Geschichte der NHG trägt auf dem Einband das Bild Spittelers. Er ist aus der Reihe derer, die sich um den Schweizer Standpunkt seit den Humanisten des 16. Jahrhunderts bemüht haben, nicht wegzudenken.

Doch es sind heute drei Viertel eines Jahrhunderts vergangen, seit Spittelers Zürcher Rede. Meine Aufgabe hier enthält auch die Verpflichtung, mich mit der Frage nationaler Identität in der Gegenwart zu befassen. Darum möchte ich jene Komponenten nationaler Identität, die sich bei Spitteler schon erkennen lassen, noch einmal aufnehmen und entsprechend ergänzen.

Kleinstaatlichkeit und Neutralität bilden den Hintergrund, auf dem sich Spittelers Rede abspielt. Er spricht von "Zusammenrücken unter der eidgenössischen Fahne" 23), von "Stellung der neutralen Zurück-

haltung in freundnachbarlicher Distanz diesseits der Grenze" 24) oder von: "Wir sind als Neutrale den übrigen Völkern die nämliche Gerechtigkeit des Urteils schuldig, die wir den Deutschen gewähren, deren Bild wir uns ja auch nicht in der französischen Verzerrung aufnötigen lassen". 25) Der Schlusssatz der Rede lautet: "Dann stehen wir auf dem richtigen neutralen, dem Schweizer Standpunkt". 26)

Neutralität sollte nicht erst seit Bundesrat Petitpierre's Formulierung von "Neutralität und Solidarität" immer mehr sein, als blosser Distanz zum andern. In ihr liegt das Wissen um die Verpflichtung der Welt gegenüber. Im Zeitraum nach Spittellers Rede heisst das: Engagement im Völkerbund, später "gute Dienste" und Entwicklungshilfe. Dahinter steht - festgehalten in der Landesausstellung von 1939 die schweizerische Dreikreuzpolitik: Rotes Kreuz - Schweizerkreuz - christliches Kreuz.

Spitteler sagt jedoch in bezug auf diese Fragen: "Die patriotischen Phantasien von einer vorbildlichen (oder schiedsrichterlichen) Mission der Schweiz, bitte möglichst leise." 27) "Ehe wir andern Völkern zum Vorbild dienen könnten, müssten wir erst unsere eigenen Aufgaben mustergültig lösen. Mir scheint aber, das jüngste Einigkeitsexamen haben wir nicht gerade sehr glänzend bestanden." 28) Spitteler denkt da auch an eine gewisse Ueberheblichkeit der damaligen Schweiz - wie sie etwa im Thurgauer Tagblatt 1897 zum Ausdruck kommt: "Wir sehen das Schweizervolk gerne andern Völkern vorausschreiten... ändern zum Muster und zum Vorbild." 29)

Das "bitte recht leise" Spittellers hat sich jedoch seither die offizielle Schweiz etwas gar zu wörtlich zu Herzen genommen. Aussenpolitik ist bei uns zu reiner Neutralitätspolitik geworden. Bei genauerem Zusehen macht jedoch Spitteler keine Hehl aus seiner Sympathie zu bestimmten Staaten, insbesondere zu den Slaven, deren Wesen ihm eben vertraut ist. Im Grund gibt er in seiner Rede den Deutschschweizern und durch sie den Deutschen einfach zu verstehen, dass sie nicht allein wertbestimmend in der Welt sind.

Wir sind jedenfalls bei Spitteler recht weit weg von den Ideen einer aktiven Mission der Schweiz. Man muss schon ins 18. Jahrhundert zurückgehen, um dort Lavaters grossartige Formulierung zu finden:

"Lass uns sein ein Licht auf Erden
Und ein Beispiel steter Treu;
Frei, wie wir sind, andre werden?
Und zertritt die Tyrannei!
Gib, dass alle sicher wohnen,
Bis die Zeit die Pforten schliesst;
Bis aus allen Nationen
Eine nur geworden ist!" 30)

Die letzte Zeile lässt aufhorchen! Max Huber aber nimmt schon zwei Jahre nach Spittellers Rede den alten Gedanken einer Mission der Schweiz wieder auf: "Die Neutralität wird vielleicht auch die Schweiz

befähigen, in der Wiederherstellung der völkerrechtlichen Ordnung in Europa einen Einfluss auszuüben, der über unsere materiellen Machtmittel hinausgeht, einen Einfluss im Sinne eben unserer besonderen Eigenart: des verständnisvollen Nebeneinanderbestehens verschiedener Kulturen." 31)

Max Huber mag hier an die durch Niklaus von Flüe zum Symbol gewordene schiedsrichterliche Tradition der Schweiz denken. Gleich nach dem Krieg schien eine offene Zeit anzubrechen. Aber nach kurzer Aktivität im Völkerbund sah sich die Schweiz zwischen 1939 und 1945 genötigt, sich in eine noch hermetischere Isolation zurückzuziehen; eine Isolation, die nicht nur die Möglichkeit schiedsrichterlicher Aktivität unterband, sondern auch die Ausübung des Asylrechts gefährdete..

Das Asylrecht war alte schweizerische Tradition, schon vor der Aufnahmen der Massenemigration der Hugenotten aus Frankreich, die zum eigentlichen Symbol der Oeffnung der Schweiz für Verfolgte geworden ist. Zur Zeit Spittellers befand sich ein Lenin in der Schweiz, so und so viele Juden aus dem russischen Bereich, so und so viele in Deutschland verfolgte Sozialisten und vereinzelt auch Anarchisten. Mit etwelchem Recht konnte eine deutsche Studentin rückblickend auf ihr Studium im Bern der Jahrhundertwende schreiben: "Und so sassen wir in der Schweiz, in dieser leuchtenden Alpenfestung, die Gott als Fluchtburg in der Mitte Europas errichtet hat..." 32)

Diese Ausführungen sind als Kommentar zu Spittellers "bitte recht leise" gedacht. Er selbst gibt in seiner Rede aus der Situation des Krieges eine allgemeine Regel für die Schweiz in ihrer politischen Umwelt. Wir wollen sie in den Worten Spittellers zur Kenntnis nehmen:

"Zum Schluss eine Verhaltensregel, die gegenüber sämtlichen fremden Mächten gleichmässig Anwendung findet: die Bescheidenheit. Mit der Bescheidenheit statten wir den Grossmächten den Höflichkeitsdank dafür ab, dass sie uns von ihren blutigen Händeln dispensieren. Mit der Bescheidenheit zollen wir dem todwunden Europa den Tribut, der dem Schmerz gebührt: die Ehrerbietung. Mit der Bescheidenheit endlich entschuldigen wir uns. ,Entschuldigung? Wofür?' Wer jemals an einem Krankenbett gestanden, weiss wofür. Für einen fühlenden Menschen bedarf es der Entschuldigung, dass er sich des Wohlbefindens erfreut, während andere leiden. Vor allem ja nur keine Ueberlegenheitstöne! Keine Abkanzeleien! Dass wir als Unbeteiligte manches klarer sehen, richtiger beurteilen als die in Kampfleidenschaft Befangenen, versteht sich von selber. Das ist ein Vorteil der Stellung, nicht ein gelstiger Vorzug. Ernste Behandlung erschütternder Ereignisse sollte sich eigentlich von selber einstellen, eine leidenschaftlich heftige, wüste Sprache sich von selber verbieten. Es hört sich nicht schön an, wenn irgend ein Winkelblättchen

aus der Sicherheit unserer Unverletzlichkeit heraus einen europäischen Grossstaat im Wirtshausstil anpöbelt, als handelte es sich um eine idyllische Stadtratswahl. Wenn da die Zensur mit einem Maulkorb beispringt, tut sie ein Werk des Anstandes. Die Tonart des Jubels und des Hohnes sollte bei uns unter keinen Umständen laut werden." 33)

Einen Satz Spittellers müssen wir von heute aus uns noch einmal vergegenwärtigen, den Satz: "Für einen fühlenden Menschen bedarf es der Entschuldigung, dass er sich des Wohlergehens erfreut, während andere leiden." Diese Worte haben heute eine unerwartete Aktualität. Die Schweiz gehört zu den Nationen der Welt, die sich eines auffallenden "Wohlergehens" erfreuen. Dafür haben wir uns zu entschuldigen, ganz im wörtlichen Sinn: Es geht um Entschuldigung - um Hilfe, um Verständnis, um die weltweite Aufgabe der Entwicklungs-Zusammenarbeit. Neben der Asylgewährung die andere, nicht leichte Aufgabe der Gegenwart für die begünstigteren Nationen.

Die spannungsreiche Devise "Neutralität und Solidarität" ist eine der wesentlichen Komponenten der schweizerischen Identität. Voraussetzung ist jedoch gewiss das demokratisch-republikanische Bewusstsein der Schweizer. Es ist wirksam seit den Anfängen der Bündnisse städtischer und ländlicher Kommunen. Bei Spitteler wird es im Begriff der "Bürgerpflicht" festgehalten. Es beinhaltet an sich nicht nur eine politische Komponente, sondern enthält auch den Begriff der sozialen Solidarität. Diese soziale Solidarität ist gerade in den letzten fünfzig Jahren stärker geworden. Die Schweiz zog damals die Lehren aus dem Trauma und der Polarisierung durch den Generalstreik.

Die von Spitteler so hoch gewerteten Freiheiten des Bürgers haben bis jetzt allen Attacken standgehalten, auch wenn etwa das Demonstrationsrecht von Links und Rechts unterlaufen wird.

Jene durch Spitteler und seine Epoche so betonte Wehrbereitschaft, jenes Erbe des militaristisch-imperialen Zeitalters war noch einmal 1939-1945 bestimmend. Heute rächt sich ein zu langes Festhalten an lieb gewordenen Vorstellungen und Feindbildern.

Spittellers Bekenntnis zur Pluralität und dadurch zur foederalistischen Struktur der Schweiz ist nach wie vor aktuell. Dies zeigt sich zum Beispiel in der Frage der Viersprachigkeit. Der "Graben" ist heute in Form des "Röstigrabens" streckenweise wieder aufgerissen worden. Auf diesem Gebiet wären neue Anstrengungen nötig und Spittellers Werben für bessere Kontakte mit dem anderen Landesteil ist so bedeutsam wie je. Bedroht ist unsere Vielsprachigkeit ausserdem durch die Dialektwelle. Spitteler hat die erste erlebt, die heimat-schützlerische der Vorkriegszeit mit ihrer heimatlichen Trachtenherrlichkeit und der Rückkehr zum Ewig-Bäuerlichen. Er selbst hat sich immer schriftdeutsch ausgedrückt. Mundart sprach er nur, wenn er gewisse baslerische Regierungsmänner verspotten wollte. 34) - Mit der heimatlichen Komponente hängt auch das Landschaftserleben

zusammen, das als alpiner Mythos - so Fritz Ernst - seit dem 18. Jahrhundert nationale Identität geworden ist. Bei Spitteler greifbar etwa in der grossartigen Schilderung der Alpenlandschaft im "Olympischen Frühling". Heute aber bedroht durch die Zersiedelung, durch neue Stauseen und durch die Strassenstränge nationaler und internationaler Verkehrslinien. Auch jene Fahrt und Wanderung der zwei Mädchenfeinde durch den Baselbieter Jura wäre heute nur noch auf markierten Wanderwegen möglich und nicht mehr auf der gemütlichen Landstrasse der Postkutschenszeit.

Gemeinsames geschichtliches Erbe und ein entsprechendes Geschichtsbild ist eine weitere Voraussetzung der schweizerisch-nationalen Identität. Ist es Zufall, dass der Winterthurer Gymnasiallehrer Walther Hünerwadel 1913 mit anderen den "Verein schweizerischer Geschichtslehrer" gründete, der starken Akzent auf die staatsbürgerliche Bildung legte? Diese nationale Gründung mutet wie ein Vorläufer der Neuen Helvetischen Gesellschaft an. Der gleiche Winterthurer Schulmann sollte erster Präsident der neuhelvetischen Ortsgruppe werden.

Spitteler ist das historische Erleben gewiss bewusst aus seinem Baselbieter Erbe. Er betont in seiner Rede "Es muss ja nicht immer Bempach oder Morgarten sein, der Sonderbundskrieg und der Neuenburgerhandel gehören ebenfalls zur Schweizergeschichte". 35) Es geht bei Spitteler um die Frage der Konflikte und deren Lösung. So wie wir heute nicht mehr um den Landesstreik oder um die Ziellosigkeit gewisser Tendenzen im 2. Weltkrieg herumkommen und sie nicht mehr mit dem Schlachtenlärm aus den Ritterzeiten zudecken können.

Spitteler weiss um alle Faktoren, die nationale Identität in der Schweiz stiften und gestiftet haben. Er vertritt - wie dies ein Rechtshistoriker vor kurzem festgestellt hat, die "konservative Variante" des klassischen helvetischen Republikanismus. 36) Der konservative Republikanismus ist damals nicht allein von Spitteler vertreten worden, katholische und welsche Foederalisten haben ihn weit kämpferischer vorgetragen. Die andere Spielart des helvetischen Republikanismus, die demokratische Komponente, vertraten damals der Linksfreisinn, die Grütlianner und die Sozialdemokraten. Hinter dem demokratischen Republikanismus stand die Autorität eines Gottfried Keller. Dem ganzen Schweizervolk hatte er seinen "innig, feurigen" Patriotismus vorgelebt. Aber Keller wusste um die Grenzen eines zu engen Schweizertums, wenn er einmal erklärte: "Ohne die grosse und tiefe Grundlage und die heitere Aussicht des Weltbürgertums ist der Patriotismus... ein wüstes, unfruchtbares und totes Ding." 37)

Spitteler hätte wohl diesen Worten Gottfried Kellers beipflichten können. Seine ganze Rede steht ja unter dem Zeichen des Weltbürgertums.

Wenn er vom Staatswillen der Schweiz spricht, so ist dies nur richtig zu verstehen, wenn man um Spittellers ausgesprochenes Weltbürgertum weiss. Seine Rede ist ja eine einzige grosse Apologie

der Humanität. In der inneren Spannung zwischen Bekenntnis zur Nation und Bekenntnis zum Weltbürgertum sind jene Sätze seiner Rede zu verstehen, mit denen wir hier abschliessen wollen. Heute müssen wir diese Worte im Zusammenhang mit unserer Stellung in Europa sehen:

"Vor allem müssen wir uns klar machen, was wir wollen. Wollen wir oder wollen wir nicht ein schweizerischer Staat bleiben, der dem Auslande gegenüber eine politische Einheit darstellt? Wenn nein, wenn jeder sich dahin mag treiben lassen, wohin ihn seine Privatneigung schiebt und wohin er von aussen gezogen wird, dann habe ich Ihnen nichts zu sagen. Dann lasse man's meinetwegen laufen, wie es geht und schlottert und lottert." 38)

Auch heute geht es um die Frage "Wollen wir oder wollen wir nicht ein schweizerischer Staat bleiben, der dem Auslande gegenüber eine politische Einheit darstellt...."

Referenzen

1. D. Brühlmeier, "Der Schweizer Citoyen", Institut für Politikwissenschaft, Hochschule St.Gallen, 144/1990, S. 10. Vgl. W. Stauffacher, "Identität des Schweizers - schweizerische Identität. Carl Spitteler auf dem Wege zu seinem 'Schweizer Standpunkt'" in: 8. Kolloquium der SAGW, 1987, S. 442.
2. Rede S. 579-580, in: Carl Spitteler, Gesammelte Werke, Artemis, Zürich, 1947. 8. Band.
3. P. Berger, "Le partage de la Suisse", Lausanne, 1914, p. 39.
4. Nach Ed. Drachenbücher Zo, Aarau, 1958; geschrieben 1907(?).
5. Rede, S. 594. (siehe 2.)
6. Rede, S. 586.
7. Rede, S. 583.
8. Rede, S. 592.
9. Rede, S. 592.
10. Titelblatt "Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft 1794", Text der Rede S. 52
11. "Mädchenfeinde", S. 98, A. 30.

12. "Mädchenfeinde", S. 98. Das Deutschlandlied wurde durch A.H. Hofmann von Fallersleben 1841 verfasst. Es ist bald darauf helvetisiert worden. Publiziert z.B. in: "Ausgewählte Kinderlieder", Bern, 1847, Nr. 81.

13. Brühlmeier, S. 9; Stauffacher, S. 439. (s. 1.)

14. Brühlmeier, S. 10; Stauffacher, S. 439.

15. Brühlmeier, S. 9; Rede, S. 568.

16. Rede, S. 588.

17. Brühlmeier, S. 10; Spitteler, Gesammelte Werke, IX, S. 256.

18. Stauffacher, S. 442.

19. "Mädchenfeinde", S. 76, 79.

20. 1919 Präsident, seit 1915 Vizepräsident.

21. Ch. Luismayer, "Der kleine Bund", 30.12.1984, 140. Jg., S. 3.

22. H.G. Fernis, "Ewig nimmer gegen's Reich", Berlin 1942. Fernis entnahm diesen Titel dem Gedicht "Daxelhofen" von C.F. Meyer.

23. Rede, S. 581.

24. Rede, S. 585

25. Rede, S. 585.

26. Rede, S. 594.

27. Rede, S. 593/594.

28. Rede, S. 594.

29. Nr. 47.

30. J.C. Lavater, Schweizerlieder, 3. Auflage, 1768.

31. M. Huber, "Der schweizerische Staatsgedanke", Schriften für schweizerische Art und Kunst, 29, Rascher, Zürich, 1916, S. 28.

32. in: "Der Bund", 26.12.1952.

33. Rede, S. 592/593.

34. E. Ermatinger, "Jahre des Wirkens", Frauenfeld, 1945, S. 154.

35. Rede, S. 589. Spitteler bezieht sich hier auf die damalige Rolle Englands zugunsten der Schweiz.

36. Brühlmeier, S. 8.

37. G. Keller, "Patriotismus und Kosmopolitismus", 1850, Ges. Werke Hg.: J. Fränkel, 1914, S. 354 (Nr. 18).

38. Rede, S. 580.

Europäische Perspektiven - und die Schweiz?

Referat von Dr. Christian Lutz, Direktor des Gottlieb Duttweiler Instituts, Rüschtikon, 3. Sept. 1990

Wir erleben Schicksalsjahre: 1989 - 200 Jahre nach der grossen Französischen Revolution die sanfte Revolution der Perestroika. Gleichzeitig ein für viele überraschender neuer Aufbruch in Westeuropa. Dies alles vor dem Hintergrund einer Welt, die zwischen Fortschrittshoffnungen und Endzeitängsten hin und her schwankt.

Mitten darin unsere Schweiz, die ihre Rolle in dieser Welt, und das heisst gleichzeitig auch ihre Identität, neu definieren muss. Am Vorabend unserer 700-Jahr-Feier nähern wir uns einer Stimmungskrise. Sind 700 Jahre genug? Vermutlich war es eine Freudische Fehlleistung, dass in der Einladung zum heutigen Anlass das Fragezeichen hinter dem Titel weggefallen ist: Ein Fragezeichen hinter der Schweiz? Unerhört!

Nun, ich glaube, wir müssen uns mit diesem Fragezeichen auseinandersetzen. Es verbergen sich dahinter zwei Dimensionen - einerseits, was in der Welt passiert, andererseits, was in der Schweiz passiert. So will ich auch meine heutigen Ausführungen gliedern.

Was in der Welt passiert, kann ich nur mit skizzenhaften Pinselftrichen andeuten:

1. Der Siegeszug des demokratisch-marktwirtschaftlichen Systems westlicher Prägung scheint weltweit kaum noch aufzuhalten sein. Einzige Gegenbewegung von internationalem Gewicht bleibt der islamische Fundamentalismus.
2. Unter dem Gesichtspunkt der Marktstrukturen ist dies verbunden mit einem Doppeltrend:

Einerseits erleben wir - in der Irakkrise mustergültig sichtbar - die Ablösung einer zweipoligen durch eine einpolige Machtstruktur. Dabei verbindet sich die politische mit der wirtschaftlichen Ebene - der Globalisierung in der Welt der Konzerne und Weltfinanzmärkte. Man sieht geradezu so etwas wie ein "Weltmanagement" einer schmalen, aufgeklärten Elite von Konzernführern und Spitzenpolitikern am Horizont auftauchen.

Gleichzeitig sehen wir einen Trend zur kleinräumigen Regionalisierung und Dezentralisierung, und zwar sowohl im kulturellen und politischen wie auch im wirtschaftlichen Bereich, und immer häufiger ohne Rücksicht auf nationale Grenzen. Denken Sie nur an das Basler Dreiländereck oder Lothar Späth's Projekt eines Wirtschaftsverbundes mit der Schweiz, der Lombardei und dem Rhonetal.

Politisch gesehen heisst das, dass der Nationalstaat an Gewicht verliert, sowohl gegen oben als auch gegen unten. Wirtschaftlich ist vielleicht die ABB das deutlichste Beispiel für den Doppeltrend: Fusion zweier, immer noch national geprägter Konzerne zu einem wirklichen Weltunternehmen, unter gleichzeitiger Aufspaltung in 3600 autonome Profitcenters.

3. Auch wirtschaftlich sehen wir einen verwirrenen Doppeltrend:

Einerseits scheinen wir seit Beginn der 80er-Jahre in einer langfristigen Wachstumswelle zu stehen, getragen von der Informations- und Kommunikationstechnologie und von der Europäisierung und Globalisierung der Märkte.

Andererseits machen sich auch die Grenzen des Wachstums wieder gebieterischer bemerkbar. Überall treffen wir auf Endlagerprobleme, bis hin zu jenem der sich anbahnenden Klimakatastrophe. Auch die Irakkrise wäre nicht denkbar ohne den Hintergrund der unausweichlichen nächsten Ölkrise. Noch kaum ins Bewusstsein gedrungen ist, dass wir zunehmend nicht nur an unseren natürlichen, sondern auch an unseren kulturellen Ressourcen Raubbau betreiben: Wachsende Überforderung durch Informationsflut, Beschleunigung der Veränderungen, immer rigoroser durchrationalisierte Mensch-Maschinen-Systeme, Freizeitstress, etc. - das sind alles auch, und in steigendem Masse, Nebenfolgen der neuen Wachstumswelle.

4. Wenn wir die wirtschaftliche Entwicklung unter dem Aspekt der weltweiten Verteilungsproblematik betrachten, so ergibt sich ein weiterer Doppeltrend:

Einerseits eine wachsende Gruppe von Ländern, wo der Wachstumsbegriff sich zunehmend vom "Wieviel" auf das "Wie" verlagert, also auf qualitatives, um nicht zu sagen kulturelles Wachstum, und wo damit auch die Möglichkeiten einer Abkoppelung der wirtschaftlichen Wertschöpfung von der Begrenzung durch physische Ressourcen wachsen.

Andererseits eine wachsende Mehrheit der Weltbevölkerung, die im Teufelskreis der Unterentwicklung verharret, dh. im Aufschaukelungsprozess zwischen Hunger, Bevölkerungswachstum und Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen, und deren Entwicklung noch während Jahrzehnten eine Frage des "Wieviel" bleiben und unseren Spielraum zur Endlagerung von Kohlendioxid und anderen überlebensgefährdenden Stoffen zunehmend einengen wird.

5. Vor diesem Hintergrund steigen auch neue sicherheitspolitische Konzepte auf: Das bisher überall im Westen, auch in der angeblich neutralen Schweiz, dominierende Feindbild des Sowjetimperiums ist verschwunden. An seine Stelle treten, als mögliche Krisenursachen, ökologische Katastrophen, regionale Konflikte, Wirt-

schaftskriege und - als vielleicht grösstes Gefahrenpotential der Zukunft - Massenwanderungen. Dabei verbindet sich die Bedrohung durch militärische Gewalt mit einem undurchsichtigen, mafiosen Netz von Terrorismus, Drogen-, Geld- und Menschenhandel sowie wachsendem Erpressungspotential durch nukleare Poliferation sowie chemische und bakteriologische Mittel.

Das Bild ist bei weitem nicht komplett. Wie könnte es? Lassen Sie mich dennoch zur nächsten Frage kommen: Wie sehen in diesem Umfeld die europäischen Perspektiven aus? Ich kann mit einem gewissen Stolz für mich in Anspruch nehmen, dass ich auch zu Zeiten, als jedermann von Eurosklerose gesprochen hat und von Europessimismus erfüllt war, an Europa als besonders dynamische und zukunftssträchtige, ja auch künftig zentrale prägende Region dieser Welt geglaubt habe. Heute scheint ja dieser Glaube belohnt zur werden, auch wenn man als schweizerischer Europäer gleichzeitig wachsende Mühe hat mit dem eigenen Land. Deshalb zwingt mich immer wieder, mich von den Emotionen zu lösen und die Europa-Problematik mit rationaler Distanz anzusehen - wobei als Ergebnis freilich alles andere, als ein Bild von kartesischer Klarheit herauskommt. Ich sehe bisher in Europa drei verschiedene Strickmuster am Werk, von denen sich vermutlich keines in reiner Form durchsetzen wird, aber die, in schwer vorhersehbarer Gewichtung, unser enges Umfeld prägen werden:

1. Kurs auf den Bundesstaat. Das ist sozusagen das Szenario der orthodoxen Europäer der ersten Stunde: Die EG als Kern der künftigen Vereinigten Staaten von Europa erhält in rascher Folge die Qualitäten eines Bundesstaates. Der ab 1993 funktionierende grosse Binnenmarkt und die Wirtschafts- und Währungsunion werden ergänzt durch adäquate föderalistische und demokratische Institutionen, etwa, indem aus Ministerrat und Europaparlament ein Zweikammersystem gebildet und die Europäische Kommission zu einer von diesem gewählten und kontrollierten Regierung wird. Gleichzeitig wird die in der Einheitlichen Europäischen Akte (EEA) bereits enthaltene Europäische Politische Zusammenarbeit (EPZ) in die Zuständigkeit dieser EG-Institutionen integriert und zu einer eigentlichen europäischen Aussen- und Sicherheitspolitik ausgebaut.

Dieses Gebilde übt eine solche Sogwirkung auf die Nicht-EG-Mitglieder aus, dass der Europäische Wirtschaftsraum (EWR), über den gegenwärtig verhandelt wird, nur noch als Vorhof zur Vollmitgliedschaft aufgefasst wird. Von der raschen Erhöhung der Mitgliederzahl ist keine institutionelle Krise zu befürchten, da sie mit erprobten bundesstaatlichen Mitteln bewältigt wird.

Dieses föderalistische, demokratische und aussen- und sicherheitspolitisch unabhängige Europa, hat nichts mit dem zentralistischen, technokratischen Moloch zu tun, als der "Brüssel" heute von vielen wahrgenommen wird. Das Prinzip "so hoch oben wie nötig

- so tief unten wie möglich" wird hoch gehalten und führt zu einer blühenden multikulturellen und regionalen Vielfalt, in der ja eine der zentralen Stärken Europas liegt.

Dass der Kurs zum Bundesstaat eine derartige Dynamik entfaltet, dass sogar Mrs. Thatcher von ihr überrollt wird, hängt mit den Folgen der Perestroika zusammen: Allen Beteiligten in Ost und West, einschliesslich der Deutschen selbst, ist klar, dass das neue Grossdeutschland rasch und definitiv eingebunden werden muss in eine solide, föderalistische Struktur. Andernfalls wird die Interessenverlagerung nach Mittel- und Osteuropa, mit den riesigen Problemen und Chancen, die im dortigen Umbruch enthalten sind, unausweichlich zu einer neuen grossdeutschen Dominanz und zu lebensgefährlichen Ungleichgewichten in Europa führen.

2. Das "Europäische Haus": Es gibt aber auch ein ganz anderes Szenario. Durch den Umbruch in Osteuropa ist die EG, trotz ihres gewaltigen, wirtschaftlichen Gewichts, politisch eher an den Rand gedrückt. Die Probleme, die sich jetzt in den Vordergrund schieben, haben eine ganz neue Qualität der Vielfalt der Ordnungen und der Entwicklungspfade, der auch die Suche nach einem gesamteuropäischen Überbau Rechnung tragen muss.

Erst im Laufe der Jahre wird den Menschen bewusst, dass Europa gar nicht eines Tages verwirklicht sein wird als jene festgefügte Struktur, nach der es ständig sucht, sondern dass es längst Wirklichkeit ist, nämlich als dieser Suchprozess selbst. Europa wird nicht einfach in der Übertragung der nationalstaatlichen Vorstellung auf die kontinentale Ebene bestehen, sondern es verkörpert die Überwindung der nationalstaatlichen Idee durch einen kulturellen Prozess, durch eine multikulturelle Auseinandersetzung, die sich einer Vielfalt institutioneller Gefässe bedient, welche sich ständig wandeln und in pragmatischer, massgeschneiderter Weise miteinander kombiniert werden.

Neben Brüssel, als Sitz der EG, profiliert sich Helsinki als Hauptquartier der KSZE, Frankfurt als Zentrum der gesamteuropäischen Leitwährung, der D-Mark, und Genf als Hauptstadt der EFTA und der ECE, mit deren Hilfe sich der EWR schrittweise auf osteuropäische Länder ausdehnt; das Dreieck Wien-Prag-Budapest wird neues Zentrum europäischer Kulturpolitik; Paris wird Sitz einer politischen Föderation der ursprünglichen Unterzeichner des Römervertrages; Strassburg wird als Sitz des Europäischen Gerichtshofes und Appellationsinstanz für Fragen, die anderswo nicht befriedigend geregelt werden; London ringt mit Paris und Genf, den Sitzen weltweiter Organisationen, um die Rolle des wichtigsten Fensters nach Übersee.

Dieses neuartige, flexible, vielfältige und lockere Gebilde erweist sich als besonders tauglich, um mit einer ihrerseits immer komplexeren, turbulenteren, vielfältigeren Welt umzugehen. Ob EG, EWR oder andere Arrangements - überall in Europa herrscht grösste

Freizügigkeit an den Grenzen, ähnlich wie schon einmal in der Belle-Epoque. Was von der Sowjetunion übrigbleibt, gliedert sich da zwanglos ein. So wird Gorbatschews Wort vom "Europäischen Haus", im Sinne eines gemeinsam bewohnten und von einer gemeinsamen Kultur überdachten Gebäudes mit vielen verschiedenen Zimmern und Wohnungen, von Jahr zu Jahr mehr Wirklichkeit, obwohl ein "Haus" eigentlich etwas viel zu statisches ist, um das wiederzugeben, was sich hier entwickelt.

3. Grosseuropa als Konfliktherd: Auch ein drittes Szenario ist aber nicht ganz von der Hand zu weisen; nämlich, dass der osteuropäische Umbruch zu einer neuen Vorkriegssituation in Europa führt: Deutschland wird derart absorbiert von seiner Vereinigung und der Neugestaltung seiner Ostbeziehungen, dass an weitere Fortschritte auf Seiten der EG nicht zu denken ist. Es kommt zu einem zunehmenden Schulterschluss mit Österreich, das sich anschickt, alte mitteleuropäische Träume wiederzubeleben, und mit Hilfe der Sowjetunion, die wirtschaftliche Hilfe braucht und an den westlichen und südlichen Rändern zerbröckelt. Überall blühen die lange unter dem Deckel gehaltenen Nationalismen wieder auf, auch in der Ukraine und im vormals polnischen Weissrussland, was schliesslich auch in Schlesien und Ostpreussen die alten Geister wieder heraufbeschwört. Jugoslawien bricht unter bürgerkriegsähnlichen Zuständen auseinander. Ungarn und Rumänien gehen sich an die Gurgel. Die Türkei gerät zunehmend in den Sog des islamischen Fundamentalismus, der vom Süden der Sowjetunion und dem Iran her wieder nach Westen drängt.

Die Nato zerfällt, da sich Frankreich und Grossbritannien gegenüber einem sich neutralisierenden Deutschland und dem Gebrodel in Mittel- und Osteuropa solidarisieren. Das schlägt auch auf die EG zurück, die überdies unter wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten leidet, nicht nur infolge des weiteren wirtschaftlichen Zerfalls in Osteuropa, sondern auch durch die schmerzlichen regionalen und strukturellen Anpassungsprozesse, die der Binnenmarkt ausgelöst hat, die zu einem erneuten Überwuchern der Freihandelsräume durch alle möglichen Schutzmechanismen führen. Bilaterale Handels- und Wirtschaftsabkommen werden wieder Trumpf. Überall in Europa verschlechtert sich die wirtschaftliche Situation, und faschistoide Demagogen haben ein entsprechend leichtes Spiel. Obwohl niemand einen neuen europäischen Krieg will, kann irgend ein Funke täglich einen solchen auslösen.

Ich will es Ihnen überlassen, welchem Szenario, bzw. welcher Szenarienmischung Sie die grösste Chance geben. Kompliziert wird diese Frage dadurch, dass sie in einem zeitlichen Ablauf beantwortet werden muss, der auch die Möglichkeit mehrfacher Szenarienwechsel einschliesst. Aber das ist lediglich das eine Dilemma, mit dem wir es zu tun haben: Entscheidungen von grösster Tragweite in einer

Situation weitgehender Ungewissheit treffen zu müssen. Das andere Dilemma liegt in uns selbst. Damit komme ich zum zweiten Teil meiner Ausführungen - eben zu dem mit dem Fragezeichen hinter der Schweiz.

Was haben wir überhaupt für formale Optionen gegenüber der EG? Wir werden voraussichtlich im Jahre 1992 über unseren Beitritt zum EWR abstimmen. Ziel ist, im gesamten Raum von EG und EFTA zu einer möglichst weitgehenden Freizügigkeit der Personen, Waren, Dienstleistungen und Kapitalien zu gelangen. Das setzt ein hohes Ausmass an Rechtsharmonisierung voraus. In die ihr zugrunde liegenden politischen Entscheidungen, können aber Nicht-EG-Mitglieder nicht einbezogen werden, ohne die EG-Verfahren zu beeinträchtigen; ausserdem ist es schwierig, in einem nicht-supranationalen Gebilde wie der EFTA, das keine Mehrheitsentscheidungen kennt, zu solchen Beschlüssen zu gelangen.

Wir können also nicht den Fünfer der Mitentscheidung und das Weggli der uneingeschränkten formalen Souveränität haben. Das ist das eine Dilemma. Das andere ist, dass wir nicht den Fünfer der vollen Freizügigkeit seitens der EG und gleichzeitig das Weggli des Schutzes gegen ausländische Arbeitskräfte, billigere Agrargüter, mehr Güterverkehr, mehr Konkurrenz in der Bauwirtschaft etc. haben können.

Am liebsten hätten wir also einen EWR, der uns volle Freizügigkeit beschert, umgekehrt aber uns selber ungeschoren lässt, und volle Mitentscheidung bei uneingeschränkter nationaler Souveränität. Die Wirklichkeit wird anders aussehen: Wir werden keine volle Freizügigkeit erhalten, aber zusätzliche Freizügigkeit einräumen müssen; und wir werden kein wirkliches Mitentscheidungsrecht erhalten und trotzdem einen Haufen Rechtsanpassungen vornehmen müssen.

Wenn das Volk nicht ganz anders in die Problematik einbezogen wird, als das bisher geschehen ist, fürchte ich stark, dass der EWR-Anschluss scheitern wird an einer unausgesprochenen Allianz zwischen der auf ihre Schutzinteressen bedachten inlandorientierten Wirtschaft, der - so oder so - bedrohten Landwirtschaft, den grundsätzlichen Verfechtern des Alten, den Grünen, den um Arbeitsplätze fürchtenden Sozialdemokraten und jenen Exponenten der weltweit tätigen Wirtschaft, die sich von einem nicht dem EG-Recht unterworfenen Brückenkopf in Europa zusätzliche Standortvorteile versprechen. Sieben Prozent überwiegend ländlich-inlandorientierter Stimmbürger genügen bekanntlich, um das Ständemehr für eine Vorlage zu verhindern.

In einer solchen Situation müssten wir stattdessen versuchen, mit dem bisherigen Freihandelsabkommen und den punktuell-pragmatischen Arrangements weiterzukommen, wobei zumindest ungewiss erscheint, ob die EFTA überhaupt weiterbestehen würde. Ob die Bereitschaft zu Sonderlösungen für die Schweiz sehr gross wäre, ist fraglich, gelangen wir doch international immer mehr in den Ruf einer eigen-

brödlerischen, kleinkrämerischen, scheinheiligen, nur auf ihren wirtschaftlichen Vorteil bedachten und überdies mafiosen Machenschaften Vorschub leistenden Nation.

Indessen, gleichgültig, ob wir dem EWR beitreten oder nicht - so oder so wird der Druck in Richtung EG-Vollmitgliedschaft zunehmen. Dafür gibt es ebenfalls eine unausgesprochene Allianz: Schätzungsweise die Hälfte der Schweizer Unternehmensführer gehören zu jener Gruppe, die am europäischen Binnenmarkt in jeder Hinsicht voll partizipieren möchte und auch eine Intensivierung des Wettbewerbes in der Schweiz begrüssen würde. Sie verbinden sich mit jenen politischen Kreisen, welche den ständigen Druck zum autonomen Nachvollzug von EG-Recht - innerhalb oder ausserhalb des EWR - als schleichende Selbstzerstörung unseres politischen Systems empfinden. Ihnen stehen jene nahe, die davon überzeugt sind, dass die Schweiz sich den Ereignissen nicht einfach anpassen, sondern ihre eigenen Vorstellungen in eine aktive Mitgestaltung im entstehenden Europa einbringen sollte. Dazu gesellen sich noch jene, die sich von einer EG-Mitgliedschaft eine Befreiung aus dem politischen Immobilismus der Konkordanzdemokratie versprechen.

Eine besonders wichtiger Pfeiler dieser Allianz werden aber jene Schweizer sein, die am eigenen Leib erfahren haben, was es bedeutet, nicht dazu zu gehören: Jene, die darunter leiden, dass die Schweiz das letzte Land mit Grenzkontrollen sein wird, dass Schweizer als einzige weder leben noch arbeiten noch sich ausbilden können, wo sie wollen und dass sie als einzige nicht das Recht haben, ihre Mitarbeiter unter den besten Fachkräften in ganz Westeuropa auszusuchen. Wenn ich mich an das Trauma erinnere, das uns ein einziger Sommer als europäische Zeitinsel verursacht hat, so glaube ich, dass jene jungen Schweizerinnen, die ihre Babies in Frankreich zur Welt bringen, damit sie den EG-Pass erhalten, schon in wenigen Jahren kein Kuriosum mehr sein werden. Und unsere Angst, von Arbeitskräften aus der EG überflutet zu werden, dürfte bald einmal der Sorge darüber weichen, wo wir denn in unserem alternden Land noch die nötigen hochqualifizierten Arbeitskräfte oder gar die jungen, innovativen Leute hernehmen wollen, die den frischen Wind bringen.

Der Druck erzeugt natürlich Gegendruck: Das Bild der trotzig, wehrhaften Eidgenossenschaft, die gemeinsam aufsteht gegen fremde Vögte und sich nicht blenden lässt von den Versuchungen europäischer Grossreiche, wird Urstände feiern. Es wird eine politische Zerissprobe ohne Beispiel auf unser Land zukommen, auch im ganz wörtlichen Sinn: Es könnte durchaus sein, dass diese Willensnation, die sich aus dem Widerstand gegen eine feindliche Umwelt entwickelt hat, mit dem Verschwinden aller Feindbilder ihren Existenzgrund verliert und zerfällt, oder dass verschiedene Landesteile die Europafrage unterschiedlich beantworten und auf die Dsuer nur eine Rumpfschweiz übrig bleibt.

Man kann natürlich noch einen Schritt weitergehen und sich fragen, ob es denn so schlimm wäre, im Heiligen Römischen Reich Europäischer Nation aufgehoben zu werden, im dreifachen Sinn des Wortes, wie Staatssekretär Blankart einmal sagte: Gleichzeitig beseitigt, bewahrt und sublimiert...

Wie auch immer man diese Frage beantwortet - die Entscheidung über unsere künftige Rolle in Europa wird offenkundig in jedem Sinn des Wortes zu einer Existenzfrage für die Schweiz. Klar scheint mir auch, dass nicht das EWR, sondern die Mitgliedschaft oder Nicht-Mitgliedschaft in der EG dabei die zentrale Weichenstellung ist.

Ich denke, wir können grundsätzlich mit drei unterschiedlichen Grundhaltungen an diese Frage herangehen:

1. Wir können sagen: Ändern können wir sowieso nichts, also versuchen wir, aus der Entwicklung das Beste für uns zu machen, wobei "das Beste für uns" dann meist identisch ist mit "das Beste für unsere Wirtschaft". Ich nenne dies die Haltung der "Anpassung".
2. Wir können sagen: Wir sind ein Sonderfall, wollen einer bleiben und lassen uns von niemandem dreinreden, auch wenn uns diese nationale Souveränität etwas kostet. Das nenne ich die Haltung des "Alleingangs".
3. Schliesslich können wir sagen: Wir haben eine Mitverantwortung für die Entwicklung in Europa und in der Welt, und wir wollen sie aktiv wahrnehmen, zumal wir aus unseren besonderen Stärken heraus auch etwas zu bieten haben und andererseits auf diesem Weg eher günstige Rahmenbedingungen für uns anstreben können. Das nenne ich die Haltung der "aktiven Mitbestimmung".

Zu welchen Konsequenzen führen nun diese verschiedenen Haltungen in den drei europäischen Szenarien, die ich skizziert habe? Dabei gehe ich davon aus, die EWR-Abstimmung sei - positiv oder negativ - bereits gelaufen.

Am einfachsten hätten wir es paradoxerweise im düstersten Szenario, weil dort alle drei Grundhaltungen die selbe Konsequenz hätten: Die von wirtschaftlichen Interessen diktierte Anpassungshaltung würde nahelegen, durch massgeschneiderte Arrangements von den europäischen Wirtschaftsbeziehungen zu retten, was zu retten ist, uns aber in keine politischen Verwicklungen hineinziehen zu lassen und darüber zu wachen, dass unsere weltweiten Tätigkeitsfelder möglichst intakt bleiben. Die von der Sorge um die nationale Souveränität getragene Haltung des Alleingangs käme zum selben Ergebnis und könnte darüber hinaus all die alten vaterländischen Mythen genüsslich aufleben lassen. Der von Verantwortung geprägte Mitgestaltungswille würde sich auf die Pflicht besinnen, inmitten dieses erneut von Gewalt und Terror bedrohten Kontinents diesen Hort der Unabhängigkeit, Freiheitlichkeit, Demokratie und politischer Stabilität zu sichern, den die Schweiz in solchen Zeiten immer verkörperte, und der sie

befähigte, zu Wahrendes hinüberzuretten in bessere Zeiten und gleichzeitig ihre guten Dienste anzubieten.

Viel schwieriger wird es in den beiden anderen Szenarien. Die Anpasser werden gespalten sein: Jene Teile der Wirtschaft, die am europäischen Markt voll teilhaben und auch einen frischen Wind im Landesinnern haben möchten, würden einen Vollbeitritt befürworten, während die inlanderorientierte Wirtschaft und jene, die sich von einer Bahamisierung mehr versprechen, für Sonderarrangements, je nach dem innerhalb oder ausserhalb des EWR-Rahmens plädieren würden. Diesem letzteren Kurs würden sich klarerweise wiederum die Alleingänger zugesellen.

Ganz anders die Mitgestalter. Im Szenario "Kurs auf den Bundesstaat" wären sie eindeutig für die Vollmitgliedschaft, weil es anders gar keine Mitgestaltungsmöglichkeit gäbe, und weil die wichtigsten Schweizer Anliegen - Demokratie, Freiheitlichkeit, Föderalismus, soziale und ökologische Marktwirtschaft, politische Stabilität, multikulturelle Vielfalt - dort bestens aufgehoben wären, während die bewaffnete Neutralität, die in diesem Umfeld keinerlei Sinn mehr hätte, wohl ebenfalls in einem politisch unabhängigen Europa aufgehen dürfte. Sie würden also eine Vollmitgliedschaft ohne Neutralitätsvorbehalt befürworten.

Im Szenario "Europäisches Haus" dagegen wären sie wohl ihrerseits gespalten. In der Mehrheit würden sie vermutlich für die österreichische Option plädieren, also Vollmitgliedschaft unter Beibehaltung der Neutralität. Dies mit dem Argument, dass die EG ja selbst auf der Suche nach ihrer politischen Identität ist, und dass wir bei dieser Suche, aus unserer eigenen Identität heraus, voll mitwirken wollen und können. Eine Minderheit aber würde wohl sagen: Die Schweiz, mit ihrer Tradition der Vermittlung zwischen verschiedenen Kulturen, muss ihre Aufgabe darin sehen, zur Vielfalt der Lösungen beizutragen und Brücken zu schlagen. Das kann sie am besten, indem sie sich in einer Zwischenzone bewegt, sei es im Rahmen eines EWR, sei es mit Hilfe anderer Arrangements, die in diesem offenen Europa auch zu finden sein werden.

Sie sehen, die Geschichte wird sehr rasch ungeheuer kompliziert, obwohl ich manche Dinge extrem vereinfacht habe. Was machen wir daraus? Die erste Konsequenz ist die, dass wir nicht darum herumkommen, eine offene und intensive Auseinandersetzung über diese ganzen Fragen zu führen, um auf diese Weise vielleicht einem Konsens näher zu kommen. Die zweite Konsequenz ist, dass wir um eine Entscheidung nicht herumkommen werden. Wir müssten uns für eine gewisse Grundhaltung entscheiden und auch darüber, von welchen Entwicklungsperspektiven in Europa wir ausgehen wollen. Man kann sich in solchen Grundfragen nicht ewig gegen alle Eventualitäten absichern, sonst verpasst man sämtliche Züge.

Das muss zunächst einmal jeder mit sich selbst ausmachen. Ich persönlich finde nur eine Grundhaltung wirklich vertretbar, nämlich jene der aktiven Mitgestaltung. Ich halte sie für umso vertretbarer, als sie keineswegs mit unseren langfristigen Eigeninteressen in Konflikt steht, denn jene Wirtschaftszweige, die nur hinter Schutzmauern gedeihen können, werden über kurz oder lang ohnehin unter Druck geraten. Sie steht auch nicht im Konflikt mit dem Interesse, jene Dinge zu bewahren, die einen wesentlichen Teil unserer nationalen Identität ausmachen. Dafür spricht, dass Europa in der Masse, wie es zusammenwächst, von abendländischen Grundwerten wie Freiheit und Demokratie getragen sein wird, und dass es auch im Extremfall eines Bundesstaates vielfältig und föderalistisch sein wird. Überdies müssen wir sorgfältig zwischen dem formalen und dem tatsächlichen Grad unserer nationalen Souveränität unterscheiden: Gerade wenn wir unsere formale Souveränität durch einen möglichst grossen Abstand von der EG maximal bewahren wollen, verlieren wir dadurch unsere tatsächliche Eigenständigkeit, weil wir uns der Entwicklung in Europa ständig anpassen müssen, ohne sie mitgestalten zu können.

Aber von welchem Europa-Szenario sollen wir denn ausgehen? Ich denke die Grundhaltung der aktiven Mitgestaltung sollte zuerst einmal vom Bestreben getragen sein, zusammen mit allen anderen Europäern das düstere Szenario zu verhindern. Aus diesem Bemühen dürfen wir uns nicht ausklinken. Wenn wir uns dafür engagieren würden, hätte das, glaube ich, auch heute noch einen gewissen Signalwert - übrigens nicht zuletzt für uns selbst. Es ist doch auffallend, wie die Österreicher heute von Optimismus und Tatendrang durchdrungen sind, während wir zunehmend von Selbstzweifeln zernagt werden und uns immermehr "daneben" fühlen.

Ein Vorbehalt freilich ist vielleicht erlaubt: Wir haben noch einige Jahre Zeit. Zunächst kommt einmal die EWR-Abstimmung. Sollte sich inzwischen der Horizont so drastisch verdüstern, dass das Konflikt-Szenario sich verdichtet, bleibt es als Rückfallposition noch offen. Wenn dagegen in diesen Jahren die europäische Dynamik anhält, dürfen wir es getrost vergessen.

Was die beiden anderen Szenarien anbelangt, so halte ich ein Nebeneinander für am wahrscheinlichsten, mit vielen Fluktuationen und Windungen. Ferner halte ich die Meinung, dass wir draussen bleiben müssen, um den anderen, die noch draussen sind, besser helfen zu können, für einen Vorwand, der die Angst vor dem Sprung ins gar nicht so kalte Wasser cachiert. Vielmehr hätten wir gerade als voll mitgestaltendes EG-Mitglied die meisten Möglichkeiten, dazu beizutragen, dass die EG ein offenes Gebilde bleibt. So bleibt auf mittlere Sicht, meines Erachtens, mit dem erwähnten Vorbehalt, wirklich nur eine sinnvolle Option übrig, nämlich der Vollbeitritt zur EG. Dabei ist die Frage, ob wir die Neutralität beibehalten, und ob das Gegenstand eines formalen Vorbehalts sein muss, meiner Meinung nach sekundär - abgesehen natürlich von einigen mehr formalen Komplikationen, die sich vertraglich regeln lassen. Solange die EG selbst noch auf der Suche nach ihrer politischen Identität ist,

bleibt die Frage unerheblich, wie die Österreicher richtig erkannt haben. Entsteht dagegen ein unabhängiger Bundesstaat mit eigenständiger Aussen- und Sicherheitspolitik, wird sie gegenstandslos.

Soweit die Argumentationslinie, die mich persönlich zu einem vehementen Engagement für den EG-Beitritt führt. Aber was haben wir denn im Sinn der aktiven Mitgestaltung zu bieten? Dieser Frage, die zum Kern unserer nationalen Identität zurückführt, möchte ich einige abschliessende Bemerkungen widmen. Dabei gibt es Elemente, die zwar zum eisernen Bestand unseres Staatswesens gehören, aber in anderen Ländern, teilweise sogar weniger weit, denn wir haben - als Kehrseite des vielgerühmten Bürgersinns und der ausgeprägten Konsensorientierung - eine engere soziale Kontrolle als anderswo, und das Spektrum der Meinungen, die man ungestraft äussern darf, ist - nicht juristisch, aber faktisch - enger als anderswo. Dass die in der EG längst verwirklichte Freiheit der Universitätswahl bei uns noch unvollständig ist, und dass die Freiheit der Niederlassung und Erwerbstätigkeit Ausländern verwehrt bleibt, wurde bereits erwähnt.

Wir unterscheiden uns zwar von anderen Ländern durch unsere direkte Demokratie, aber sind die politischen Gestaltungsmöglichkeiten der Bürger wirklich so viel grösser? Hat etwa die Referendumsdrohung nicht gerade den Partikularinteressen ein Druckmittel in die Hand gegeben, um schon im vorparlamentarischen Verfahren zu noch wasserdichteren Kompromissen zu gelangen?

Auch die Marktwirtschaft wird in manchen Ländern viel konsequenter gehandhabt als bei uns. Allzu oft wird unter Wirtschaftsliberalismus hierzulande die Freiheit der Partikularinteressen verstanden, sich an die Stelle demokratischer Entscheidungsverfahren zu setzen; unser Kartellrecht legitimiert nach wie vor eine Vielzahl von Marktzugangsbeschränkungen, und die in der EG teilweise schon verwirklichte Freizügigkeit bei öffentlichen Aufträgen spielt bei uns nicht einmal zwischen den Kantonen.

Die erwähnten Mängel sind zum Teil ein Preis für unseren Föderalismus, der wohl in der Tat ausgeprägter ist als in den meisten Ländern. Aber gerade hier sehen wir, dass es an uns wäre, über die Bücher zu gehen - keineswegs nur in Richtung einer Einschränkung des Föderalismus, wohl aber einer Überprüfung dessen, was sinnvollerweise weiter oben oder weiter unten entschieden werden könnte.

Dennoch glaube ich, dass wir einige ganz besondere Stärken haben, die für die Gestaltung des künftigen Europas von Bedeutung sein können. Ich sehe vor allem ihrer drei:

1. Die Tradition der kleinräumigen Vielfalt, die im künftigen Europa der Regionen von wachsendem Gewicht sind. Wir lassen die Dinge von den Wurzeln her wachsen. Wir nehmen einander zur Kenntnis und tragen Konflikte nicht bis zum Sieg einer Seite aus, sondern führen sie in Übereinkünfte über. Allerdings ist damit auch eine fatale Neigung zu punktuell-pragmatischen Lösungen, zu einer

lähmenden Regeldichte, zur Abneigung gegen vorausschauende Gestaltungskonzepte und zur Erstarrung in sorgfältig ausbalancierten Interessengleichgewichten angelegt. Hier könnte uns umgekehrt auch Europa wieder neue Impulse bringen.

2. Die Tradition des pfleglichen und verantwortungsbewussten Umgangs mit den natürlichen und kulturellen Ressourcen, die mit hochqualifizierten und hochdifferenzierten Arbeitsleistungen kombiniert ist. Heute nennen wir es "qualitatives Wachstum". In der Überwindung des Gegensatzes zwischen Ökologie und Ökonomie könnte einer unserer zentralen Wettbewerbsvorteile im künftigen Europa liegen - nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch und kulturell.
3. Die Tradition der Weltoffenheit, die wenigstens Teile unserer Wirtschaft und Gesellschaft prägt, verbunden mit der Bereitschaft, die Konsequenzen des Marktes als Leitlinie der internationalen Arbeitsteilung zu akzeptieren. Sie könnte eine wichtige Gegenkraft zu jenen Tendenzen bilden, die auf eine "Festung Europa" zusteuern.

Welche Entscheidung wir auch immer treffen werden - wenn sie Ergebnis einer offenen und selbstkritischen Auseinandersetzung darüber ist, wo unsere Stärken und Schwächen liegen, und was wir daraus machen wollen, dann hat sich die europäische Herausforderung für uns auf jeden Fall gelohnt. Wenn wir aber aus einer trotzigen und selbstgerechten Igelhaltung heraus versuchen, der Herausforderung zu entgehen, dann waren 700 Jahre wirklich genug.